

Der verlorene lange Atem



Christina Aus der Au

Eine gute Freundin hat einen behinderten Sohn – und damit einige Erfahrung mit Ärztinnen, Ärzten und Spitalern. Sie hat letzthin geklagt darüber, dass ihr Hausarzt seine eigene Praxis aufgegeben und zu einem Ärztezentrum gewechselt hat. Natürlich gönnt sie ihm die geregelten Arbeitszeiten, aber sie tut sich schwer damit, jedes Mal jemand anders anzutreffen, wenn sie notfallmässig mit dem Kleinen vorbei muss. Während ihr Hausarzt den Jungen seit Geburt kannte, hat sie es nun häufig mit Arztpersonen zu tun, die nur seine Krankenakte kennen. Und sie, die Mutter, kennen sie schon gar nicht, und so muss sie immer klarstellen, dass sie keine hysterische Mutter ist, die aus jedem Pieps einen Notfall macht, sondern schon einiges erlebt hat. Es fehlt die gemeinsame Geschichte, das daraus hervorgegangene Verständnis und das gegenseitige Zutrauen.

Kurz darauf habe ich in der Zeitung gelesen, dass es im letzten Jahr einen Rekordzuwachs an neuimmatrikulierten Personenwagen gegeben hat. Pro zwei Personen mehr als ein Auto, alle Kinder mit eingerechnet! Das heisst also, dass es in den allermeisten Haushalten nicht mehr nur *eine* Familienkutsche gibt, sondern mindestens zwei, wenn nicht gar drei davon. Die Mobilität des Einzelnen ist zum vorrangigen Wert geworden: sofort losfahren können, auf niemanden angewiesen sein, auf niemanden warten müssen.

Was hat das nun miteinander zu tun? Mir scheint, hinter der Idee von Ärztezentren steckt dasselbe Menschenbild wie bei der Mobilität. Auch die Patientinnen und Patienten werden für flexibel, spontan und ungebunden gehalten, die Unverbindlichkeit schätzen und nicht auf bestimmte Personen angewiesen sind.

Ich fürchte, das funktioniert, so lange man jung und gesund ist. So lange man auf dem Sprung in die Zukunft ist und so lange die Lust auf Neues grösser ist als das Zutrauen zum Alten. Aber das sind nur die kleineren Anteile des Lebens. Der schottische Philosoph Alasdair MacIntyre hat ein kleines Büchlein über den Menschen geschrieben mit dem Titel «Dependent Rational Animals», in dem er daran erinnert, dass wir die längste Zeit unseres Lebens von jemandem abhängig sind. Und so eben nicht die autonomen, willensfreien, souveränen Subjekte sind, als die die postmoderne Gesellschaft den Menschen gerne feiert.

Wir sind in Abhängigkeiten verstrickt, und unser Selbstverständnis spinnt sich entlang von Erfahrungen mit Menschen, die dadurch Teil unserer selbst

werden. Dennoch versuchen wir zu wohnen, als wohnt wir nicht hier, weil wir ja perfekt mobil sind. So entstehen Schlafstädte und Schlafquartiere, in denen sich niemand mehr ehrenamtlich einsetzt, niemand mehr für Allgemeines verantwortlich fühlt, weil ja niemand mehr wirklich da ist, sondern immer schon unterwegs.

Und dennoch versuchen wir, unsere Gesundheit punktuell begutachten und wiederherstellen zu lassen, als wäre sie nicht Teil unserer Lebensgeschichte und unseres Selbst, weil uns kein Arzt, keine Ärztin mehr über Jahre kennt, schon gar nicht unsere Eltern noch gekannt hat, noch unsere Kinder kennt. So werden unrealistische Vorstellungen von medizinischen Möglichkeiten begünstigt, weil Anamnesen schnell gehen müssen und niemand mehr unausgesprochene Vorgeschichten kennt, und weil schnelle Lösungen und Reparaturen gefunden werden müssen.

Uns kommt der lange Atem abhanden. Die Geduld, einander zu begleiten, miteinander zu leben und einander am eigenen Leben teilhaben zu lassen. Die Gelassenheit, mit der auch Durchhänger, Abstürze und leere Zeiten, eigene und fremde, erlebt und ertragen werden. Die Ruhe, im Hier und Jetzt zufrieden zu sein und nicht gleichzeitig an tausend Orten präsent sein zu müssen. «Entschleunigung» heisst es auf ratgeberpsychologisch, «Treue» sagen die Alten, «Nachhaltigkeit» wäre die moderne Variante.

«Es muess verhebe», ein Ausdruck, für den ich noch kein hochdeutsches Äquivalent gefunden habe. Nämlich die Beziehung, das gegenseitige Umeinanderwissen, das miteinander Leben. Im alltäglichen Miteinander am Wohnort, aber auch in der nicht ganz so alltäglichen Begegnung dort, wo es um ärztliche Hilfe oder Begleitung geht. Je mehr implizites, weil zusammen erlebtes, Wissen und Kennen die Beziehung stärkt, desto mehr «verhebet» sie.

Zugegeben, die Orts- und Beziehungsstabilität früherer Zeiten war auch einengend, hat einen auf eine Rolle und einen Ort im Leben festgelegt. Mobilität und Flexibilität hat auch etwas Befreiendes, ermöglicht Neuanfänge. Aber dauernd wieder neu anfangen zu müssen, ist anstrengend – und letztlich unmenschlich. Nirgends daheim zu sein, auch nicht mit der eigenen (Kranken-)Geschichte, ist auch anstrengend. Und das eben meist in einem Moment, in dem man sowieso keine Energie übrig hat. Da könnte einem die Mobilität und Unabhängigkeit gestohlen bleiben.

Christina Aus der Au*

* PD Dr. theol. Christina Aus der Au ist an der Abteilung Systematische Theologie/Dogmatik der Universität Basel tätig und Mitglied der Redaktion Ethik der Schweizerischen Ärztezeitung.